

STICA | A-7164

# Moritz von Engelhardt.

---

Ein Charakter- und Lebensbild

von

Alexander von Ottingen.

---

**Nekrolog,**

verlesen auf der Januar-Conferenz in Dorpat 1882, den 21. Januar.

---

(Separatabdruck aus den „Mittheilungen und Nachrichten etc.“, April-Heft 1882.)

---

Riga.

Druck von W. F. Häcker.

1882.

# Moritz von Engelhardt.

Ein Charakter- und Lebensbild

von

Alexander von Ottingen.

5-A

19284

**Ne k r o l o g,**

verlesen auf der Januar-Conferenz in Dorpat 1882, den 21. Januar.

(Separatabdruck aus den „Mittheilungen und Nachrichten etc.“, April-Fest 1882.)

**R i g a.**

Druck von W. F. Häcker.

1882.

Stoffe von G. H. G.

Et. A



A - 7164.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 20. März 1882.

golo r 9 10

Verfahren auf der Jahressitzung im Herbst 1882, den 21. Januar

Verständigung mit dem Reichsanwalt...

W. H. G.

Druck von W. F. Häcker in Riga.

## † Moriz von Engelhardt.

Ein Charakter- und Lebensbild von Alex. von Dettingen.

(Retroslog, verlesen auf der Januar-Conferenz in Dorpat 1882, den 21. Januar.)

„Der Tod seiner Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn. Du hast meine Seele aus dem Tode gerissen, mein Auge von den Thränen, meinen Fuß vom Gleiten. — Stricke des Todes hatten mich umfangen und Angst der Hölle hatte mich getroffen; ich kam in Jammer und Noth. Aber ich rief an den Namen des Herrn: O Herr, errette meine Seele! Der Herr ist gnädig und gerecht, und unser Gott ist barmherzig. Ich glaube, darum rede ich; ich werde aber sehr geplaget. Ich will den heilsamen Kelch nehmen und des Herrn Namen predigen. Ich will wandeln vor dem Herrn, im Lande der Lebendigen.“

In diese Worte des 116. Psalms, der ein Lieblingspsalm Engelhardt's, meines dahingeshiedenen theuren Bruders und Freundes war, möchte ich das zusammenfassen, was im Andenken an seine Person und seine Lebensschicksale mir das Gemüth bewegt. Im Lichte dieses Gotteswortes wollen wir es versuchen, das Bild des Mannes uns vor die Seele zu stellen, den Gott von unserem Herzen gerissen.

Wo der Herr so erschütternd mit der That predigt, wie zu uns durch den Tod dieses wahrhaftigen Zeugen und Kämpfers im Reiche Gottes, da wird es schwer, in menschlicher Rede zu sagen, was wir an ihm gehabt, was wir an ihm verloren.

Und doch wäre Schweigen in solchem Fall Unrecht, ja Unnatur. Gottes gewaltige Thatpredigt hat in unsern Herzen eine tiefe nachhaltige Bewegung geweckt. Mag der Herr in stillem sanften Säuseln, mag er mit dem Donner seiner Gerichte zu uns reden, ohne Wieder-

hall kann und darf nicht bleiben, was er uns sagt. Und durch Engelhardt's Tod, wie durch sein ganzes Leben, hat Gott mit seinem Finger an unser Herz und Gewissen gerührt. Wie sollte da der Mund nicht von dem übergehen, weß das Herz voll ist?

Ich meine nicht den Schmerz, daß wir ihn verloren. Der läßt sich nicht in Worte fassen. Er ist unsäglich. Den kann nur der Gott des Erbarmens stillen. Ich meine das tiefe, tiefe Dankgefühl, welches unser Aller Herz bewegt, wenn wir an das gedenken, was uns durch diesen Mann nach dem Herzen Gottes geschenkt ward und was uns unverloren bleiben soll für Zeit und Ewigkeit. Da dürfen wir nicht in weltlicher Traurigkeit klagen und jammern, als säßen wir nun nach diesem entsetzlichen und unerseßlichen Verlust im Dunkeln, oder als müßte uns die Thatkraft in der freudigen Arbeit für das Reich Gottes erlahmen. Wo es sich um diese Arbeit, um den Bau des Reiches Gottes auf Erden handelt, da kann und muß es uns wohl schmerzlich durchzucken, wenn der Herr uns in schwerer drangsalvoller Zeit bewährte Arbeiter nimmt. Wir fühlen uns vereinsamt und verlassen. Aber der Glaube geht nicht nach dem Fühlen. Gottes Wort, des Herrn Verheißung und Gnadengegenwart ist sein Felsengrund. Wir dürfen nicht auf Menschen bauen. Christus ist und bleibt der enige Eckstein, das enige Licht. Und Menschenanbetung war unserem Engelhardt je und je zuwider.

Aber uns vertiefen in den Reichthum der Gnadengaben, mit denen Gott uns durch diesen seltenen Mann und echten Christenmenschen überschüttet und gesegnet, das dürfen wir, ja das fordert die Pietät, mit der wir sein Andenken unter uns wach erhalten wollen für alle Zeit.

Ich glaube, einem tiefempfundenen Bedürfniß entgegenzukommen, wenn ich auf Grund meiner Erinnerung ein Charakter- und Lebensbild des theuren Todten zu entwerfen versuche. Mir persönlich ist es eine herzbewegliche und wehmüthige Freude, von dem Manne auch öffentlich zu reden, mit dem mein persönliches Schicksal, meine Leiden und Freuden, mein Ringen und Kämpfen, ja meine ganze theologische Berufsarbeit seit mehr als einem Menschenalter verslochten und verwachsen war. Mit ihm ist ein Stück meines innersten Lebens zu Grabe getragen worden. Er war mein besseres Ich, mein lieber, guter Warner und Mahner, eine treue und wachsame Gewissensstimme,

ein wahrhafter Freund und Bruder, den Gottes Gnade mir auf meinen Lebensweg gestellt und nun genommen hat.

Aber unverloren soll auch mir bleiben, was er mir gewesen, was ich mit ihm gelebt und gerungen die 45 Jahre hindurch, von zartester Jugend auf in fast ununterbrochenem überreichem Verkehr; unvergessen bleibt mir, was er mitunter in scharfem, strafendem Wort, dann aber auch wieder in überströmender treuer Bruderliebe zu mir gesagt und allezeit mit der That bewährt hat. Er war meiner durchsetzungigen und rechthaberischen Natur gegenüber stets das Maß setzende Element, ein ehrlich richtender, nie splitterrichtender, liebevoller Freund, der das *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ* — das Wahrsein in Liebe — wunderbar zu üben und, wie an seinem eigenen alten Menschen, so an der ihm oft zu gewaltsamen und daher schweren Adamsnatur seines Freundes und Bruders mit heißem Bemühn zu arbeiten verstand. Wo es noth that, schnitt er scharf in's Fleisch, wußte dann aber auch mit liebender Sorgfalt Balsam in die Wunde zu gießen und ihrer zu pflegen. Bei etwaigen Collisionen, die unter ehrlich christlichen Freunden, namentlich bei großem Gegensatz der Naturen, kaum ausbleiben können, versäumte er es nie — wie er sich selbst ausdrückte — „über die Splitter- und Balkenfrage ein gründliches Repetitorium vor dem Angesicht Gottes anzustellen.“ Aus solch ehrlicher Selbstkritik und oft überreizter Selbstanklage ward, wenn auch nicht ohne heißen Kampf und Schmerz, die volle Freudigkeit unserer einsamen und gemeinsamen Arbeit für das Reich Gottes und für die Kirche unserer Lande herausgeboren. Deshalb glaube ich, von meiner persönlichen Freundschaft mit ihm auch öffentlich reden zu dürfen. Sie giebt mir ein Recht, ja sie legt mir die heilige Pflicht auf, im Lichte des Selbsterlebten auch ein wahrhaftiges Zeugniß davon abzulegen, wie mir sein Charakter und sein Wirken überhaupt erschien.

Auch ich wage es nicht, das tiefverborgene Geheimniß seines Wesens, das er mir oft in schönen, unvergeßlichen Stunden zu enthüllen suchte, zu durchschauern und zu entschleiern. Uns steht die Herzenskündigung nicht zu, die sich der Schöpfer unseres Bildes vorbehalten. Und mögen wir noch so genau rechnen — „ein Bruch“, sagt der alte Hippel, „bleibt bei jedem Menschen übrig.“

Engelhardt hatte die Liebhaberei und hat sich oft Jahre lang darum bemüht, nicht bloß für seine eigene Person, sondern auch

für den Charakter und die eigenthümliche Denkweise der sein Interesse fesselnden Menschen eine möglichst prägnante Formel zu finden, die sich mit dem Wesen decke. Es wollte ihm nie recht gelingen. Das letzte Wort, welches unser heimgegangener Freund geschrieben, bezieht sich auf dieses Geheimnißvoll-Offenbare der menschlichen Charaktere und verschiedenen Naturen. Eben deshalb, meinte er, müssen wir Alle einst vor dem Richterstuhl Christi „offenbar“ werden, weil wir hier auf Erden immer mehr oder weniger verborgen sind — „verborgen in unserem wirklichen Sein und in unserer wirklichen Beschaffenheit. Unser Thun und Lassen, unsere Lüste und Begierden, unsere geheimsten Wünsche und Gedanken, unsere Veräumnisse und Uebertretungen, unsere Sünden und unsere Tugenden — kurz Alles, wodurch unser eigenthümliches Wesen sich gebildet und unser Charakter sich aufgebaut hat, wodurch wir zu dem geworden sind, was wir sind, ist weder uns selbst, noch irgend einem andern Menschen offenbar, sondern uns selbst zum größten Theil und Andern oft ganz verborgen.“

Chrllicher Wahrheitsinn ist mit vollem Recht als ein hervorragender Grundzug seines Wesens bezeichnet worden. Es hieße gegen diesen Sinn unseres heimgegangenen Bruders handeln, wollte ich nach der Lichtbildtheorie mancher Nekrologe einem Panegyrikus aus Freundesmund Raum geben. Durch den Nebel und Nimbus menschlichen Lobes und menschlicher Verherrlichung verhüllen wir uns nur den Einblick in die Tiefe einer christlich gereiften Mannesnatur. Sind doch all unsere Charaktervorzüge erst erkennbar auf der dunklen Folie unserer Fehler; und erscheinen uns doch die Fehler immer nur verständlich als Auswüchse eines an sich guten Keimes, ja als die Rehrseite unserer Tugenden. Rundung und lebensvollen Reiz gewinnt ein Bild erst dann, wenn wir die tiefen Schatten nicht verwischen. Engelhardt selbst liebte es, wenn er neben seiner Arbeit oder in müßigen Stunden mit dem Stift Charakterköpfe skizzenartig zu zeichnen versuchte, stets die dunklen Partieen früher auf's Papier zu werfen, als die Lichtpunkte. Die scharfen Contouren ergaben sich dann schließlich von selbst.

Wirklich verstehen und lieben lernen wir als Christen einen Menschen doch nur in dem Maße, als wir mit ihm hinabtauchen in die wogende Fluth seiner Kämpfe, wenn wir etwas ahnen und mit-

fühlen von dem Ringen wider seine eigenartigen Schooßsünden, und von dem Siege der Gnade, der Gotteskraft, die in dem Schwachen mächtig sich erwiesen und aus einem armen, vielgeplagten und angefochten Menschenkinde einen reichen, fröhlichen und siegesgewissen Gottesmann zu machen im Stande war, einen Gottesmann, in welchem der Kindesfrohsinn mit dem Prophetenernst, die wogende Jünglingsseele mit der wuchtigen Entschiedenheit einer ganzen und vollen Glaubensüberzeugung sich zu erfüllen und zu durchdringen vermochte. Ja wenn es sich um eine prägnante Formel für den christlich durchläuterten Charakter unseres theuren Bruders handelte, wüßte ich keine andere, als die in jenem paulinischen Bekenntniß ausgesprochene: wenn ich schwach bin, bin ich stark. Darin liegt der Widerspruch, das reizvolle Problem seines Wesens, aber auch die Lösung des Räthfels. Das Wort „Laß dir an meiner Gnade genügen“ hat in dem Leben und den Erfahrungen unseres Freundes Fleisch und Blut gewonnen.

Durch viel Selbstquälerei und heiße Seelennoth hat er sich zu jener Freudigkeit hindurchdringen müssen, die ihm schließlich im Glauben an die Gewißheit der Gnade Gottes in Christo zu Theil ward. Es ist ihm bitter schwer und fauer geworden, namentlich in seiner Jugend. Er empfand den Pfahl im Fleisch stärker als mancher Andere. Es ging unserem Moritz wie dem Moses; da er die Hand erstmalig in den Busen steckte (2 Mos. 4, 6 f.) und sie herauszog, siehe, da erschien sie ihm aussätzig wie Schnee. Da er sie aber auf Geheiß des Herrn wieder in seinen Busen that, ward sie heil und gesund.

Engelhardt war nicht das, was man eine groß angelegte Natur nennt. Bei der Tiefe seines Wesens konnte er den Ansprüchen seines zarten, fast ängstlich gearteten Gewissens nie genügen. Seine hervorragende Eigenthümlichkeit war nicht die Bestimmtheit oder Energie des Willens, noch auch die Schärfe des Denkens oder eine glänzende Vielseitigkeit der Begabung, sondern die ehrliche warme Begeisterung für die idealen Güter und das lebendige, weit aufgeschlossene, für alles Hohe und Edle voll pulsirende Herz und Gemüth. Es trat bei ihm die Schärfe der Kritik und die eindringende Menschenkenntniß zurück hinter das lebendige Mitgefühl für Andere; von Kindesbeinen an war er höchst eindrucksfähig; begabte Menschen imponirten ihm leicht; er suchte und fand das Gute, das allgemein Menschliche

leicht an Andern heraus und behielt stets bei seiner Neigung zu gemüthvollem Betrachten eine rege Empfänglichkeit.

„Du bist der Handelnde, ich bin der Betrachtende“ — sagte er mir oft. „Daher bist du leicht unbesonnen im Wort, wenn auch stark in der That; bei mir ist es umgekehrt. Ich habe mehr Angst davor, meinen Worten untreu zu werden oder eine halbe Wahrheit zu sagen, als davor, daß ich mein Ziel nicht erreiche, oder auch die Sache schädige.“ — In rührender Selbstbescheidung gab er dem, wie mir scheint, übertriebenen Urtheile Schirrens Recht, das dieser College einmal in rücksichtsloser Schärfe ausgesprochen hatte. Engelhardt selbst faßte jenes Urtheil in das demüthige Selbstbekenntniß zusammen: „Ich habe die Gefahr, aus Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsgefühl gegen die Personen, schwach in der Sache zu sein.“ Ja, er nannte das seine „sachliche Gewissenlosigkeit.“

So weit ging aber in der That sein Schwanken nie. Die häufig ihn quälende Entschlußunfähigkeit war mehr bedingt durch ein ängstliches, mitunter allzugerechtes Abwägen des Für und Wider. „Ich trage sehr an dieser Schwäche“ — bekannte er mir vor etwa acht Jahren in einem seiner höchst bedeutsamen Briefe — „und beschäftige mich seit Langem mit der Selbstprüfung über die Ursachen derselben. Edle Motive können dabei obwalten; aber sündhafte Triebe müssen an der Verzerrung Schuld sein. Mit der allgemeinen Eitelkeit ist nichts gesagt; auch Menschengefälligkeit ist es nicht. Viel eher will ich es als Willensschwäche bezeichnen und — wenn ich's schroff ausdrücken soll — mich der Feigheit oder der Indolenz, des passiven Egoismus bezichtigen lassen. Ich bekenne gern, daß mir die Energie des Wollens abgeht, die nicht danach fragt, ob sie verletzt oder zu Boden tritt. Ich muß die stete Rücksicht auf die in Betracht kommende Person — die unter Umständen mein eigener Hauskerl sein kann, um dessen Behandlung oder Mißhandlung sich kein Mensch kümmert und um dessen willen ich doch Manches unterlasse, was geschehen müßte — durchaus unterscheiden von der eiteln Rücksicht auf den Beifall oder das Mißfallen der Menge. Was ich hier von mir sage, stimmt mit dem mir vorgeworfenen überreizten Gerechtigkeitsgefühl.“

Es war also durchaus nicht Mangel an (moralischem oder physischem) Muth, wodurch sich seine innerlich kochende und brodelnde Hamletnatur kennzeichnete. Es erklärt sich jenes Selbstbekenntniß viel-

mehr aus dem wahren, aber einseitigen Hamletwort, nach welchem „Gewissen Feige aus uns macht,“ so lange unser Thun, von des „Gedankens Blässe“ angefränfelt, der Handlung Namen einbüßt und wir eben dadurch thatunfähig werden. Sobald aber das anklagende und richtende Gewissen zur Versöhnung, zur Klarheit, zum Frieden durch Gottes Gnade sich hindurchgerungen, da kannte Engelhardt kein Schwanken mehr, da machte seine Person auf Fernstehende sogar den Eindruck einer vollen männlichen Willensentschiedenheit, die rückhalts- und rücksichtslos sich in Wort und That kundgab. Wo er von einer Idee, von einer großen Wahrheit — sei es in Sachen des Reiches Gottes, sei es in irdischen Lebensbeziehungen — überzeugt war, da trat er nicht bloß ohne Menschenfurcht auf, sondern sein Zeugniß wie seine Handlungsweise konnte provocirend, hart und leidenschaftlich schroff werden. Auch gegen die Personen konnte er da — mochten sie ihm nah oder fern stehen — aufbrausend und schneidend scharf sein, wo es galt, einer Berufspflicht zu genügen, seelsorgerisch zu wirken oder der Gemeinheit und Unlauterkeit entgegenzutreten; und der Sache, die ihn einmal beseelte, diente er dann mit der ganzen Wucht seines leicht erregbaren Gemüthes, so daß er durch unbeugsame Festigkeit und Sicherheit imponiren konnte.

Seine in Collisionen leicht aufbrausende Weise vermochte aber nie auf die Dauer zu verlegen. Man fühlte ihm doch stets das ehrliche Ringen mit sich selbst und die theilnehmende Aufgeschlossenheit für Andere ab. Wie uns Allen, so wurde auch ihm im Augenblick des Streites das Zugestehen der ihm vorgeworfenen Fehler oder eines bestimmten Unrechts schwer. Dann aber grübelte er in sich und für sich weiter und ging mit sich selbst zu Gerichte vor Gott und dem Forum seines Gewissens. „Ich glaube“ — so schrieb er mir noch vor Kurzem — „daß meiner Schroffheit zuweilen auch bessere Triebfedern zu Grunde liegen; und ich bin entschlossen, jedem Vorwurf, der mir gemacht wird, ernstlich nachzudenken und mich jedem Urtheil zu beugen, wenn ich auch im Augenblick der Leidenschaft ernstlich protestire“.

Im Lichte dieses ehrlichen, sich selbst richtenden und für Andere aufgeschlossenen Wahrheitssinnes erklären und verklären sich uns alle übrigen Grundzüge seines Charakters und seines Gebahrens unter den Menschen.

Vor Allem — um das Nächstliegende, Persönliche zuerst hervorzuheben — war er ein treuer mitfühlender, liebenswürdiger Mensch und Lebensgenosse. Seine Zugänglichkeit kannte keine andere Grenze, als die der aufrichtigen Gesinnung. Er haßte das hohle Pathos und die Phrase, namentlich die scheinheilige, und hatte ein offenes Herz für alles Naturwüchsige, vorzugsweise freilich für die Natur des Menschen, die zu ergründen ihn immer wieder reizte und lockte. Das bewies er im harmlos fröhlichen und ernst freundschaftlichen Verkehr. Durch das eingehende, theilnehmende Verständniß für die Interessen Anderer war er ein im höchsten Grade anregendes, mittheilendes Element bei allem geselligen Austausch, namentlich auch Frauen gegenüber. Das Glück und den Frieden häuslichen Familienlebens genoß er in vollen Zügen. Bei aller Verzweiflung an der eigenen Natur hatte er eine herzliche Freude an der Gottesnatur. Aus der Wolke seines Trübfinns schoß oft der Blitz eines übermüthigen Humors. Trotz seiner Neigung zur Melancholie ward er je länger je mehr ein Freund der Freude, der Freude auch an allem Schönen. Selbst ästhetisch nicht besonders begabt — er klagte oft über seine „Talentlosigkeit“ — konnte er an der edlen Gesanges- und Dichtkunst, ebenso wie an den plastischen und dekorativen Kunstleistungen Anderer fröhlich und verständnißvoll theilnehmen. Trotz seiner cholерischen Erregbarkeit erging er sich gern in harmlosem Behagen. Er verstand es zu hören und Jeden in seiner Art zu nehmen und zu belassen. Luther's Wort: „Laß einen Jeden sein wer er ist, so bleibst du auch wohl wer du bist“ — war ihm eine Art Wahlspruch für's Zusammenleben mit Anderen geworden. Dadurch gewann er sich die Herzen. Seine Gegenwart wirkte befreiend, bereichernd und erhebend, weil er Jeden in seiner Natur zu verstehen suchte und das Verstehen ihm Bedürfniß war.

Daraus erklärt sich seine eminent apologetische Begabung. Polemik und genau abwägende Kritik waren nicht seine starke Seite; er suchte mehr zu vermitteln als zu scheiden, ohne der Entschiedenheit seiner gesund-lutherischen, stets auf die reformatorischen Grundgedanken zurückgehenden Glaubensüberzeugung etwas zu vergeben. Seine apologetische Geistesrichtung wurde ihm niemals Anlaß zum Befehrsungseifer; er verstimmt nie durch tendenziöse Absichtlichkeit. Wie er die Menschen, die Personen dadurch gewann, daß er sie zu verstehen

suchte, so gewann er für das Christenthum dadurch, daß er es zu leben versuchte. Seine ganze Denk- und Redeweise, die ganze christliche Persönlichkeit wirkte apologetisch, war ein verkörpertes, aus der Erfahrung geborenes Zeugniß. Auch hier war es der Gerechtigkeits- und Wahrheitsinn, der es ihm gelingen ließ, weil er mit fast übertriebener Ehrlichkeit den zweifelnden Gegner, auch den natürlich heidnischen, in seinen Beweggründen und seiner gesammten Denkweise zu verstehen bestrebt war. Daher war Engelhardt ein Meister des Referats. Seine Virtuosität und Objectivität in der Reproduction der gegnerischen Ansicht ging so weit, daß er, wenn er über den Buddhismus sprach, kritiklosen Naturen die Großartigkeit dieser heidnischen Anschauung in fast zu günstigem, versuchlichem Lichte nahe brachte; und selbst einen Celsus konnte er so beleuchten, daß der große heidnische Gegner des Christenthums imponirend erschien. Ich erinnere mich, daß er z. B. den Baur'schen Standpunkt der neutestamentlichen Kritik und dann wieder im Gegensatz dazu die Ritschl'sche theologische Grundanschauung der nachapostolischen Zeit so lebendig, so in sich geschlossen darstellen konnte, daß seine Zuhörer momentan zur Begeisterung für diese wissenschaftlichen Leistungen fortgerissen wurden. Aber Buddhisten, Baurianer oder Ritschlianer wurden sie dadurch doch nicht. Denn — obwohl die kritisch sichtende Geistesarbeit mitunter bei Engelhardt zu sehr zurücktrat — sein Gerechtigkeitsinn machte doch einen tiefen Eindruck und regte immer wieder zu eigener Forschung an; und seine positive theologische Ueberzeugung, die er so voll und ganz zu Tage treten ließ, erbaute sich einzig und allein auf dem festen Fundament der Heils Offenbarung in Christo, dem gottmenschlichen Versöhner, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, dem Herrn, der unsere Gerechtigkeit ist. Seine Gesamtdarstellung des alten und modernen Heidenthums war aus einem Guß; zugleich voll von Verständniß für die Größe und Herrlichkeit humaner Leistung in Wissenschaft und Kunst, in bürgerlicher Rechtsordnung und geistiger Selbstkraft. Gegenüber dem Einen, was Noth that, vermochte aber die natürliche Menschheit mit ihrem ewigen widerspruchsvollen Dualismus zur Lösung der die Menschheit zerquälenden Hauptfrage nicht zu gelangen: nicht zum Frieden der Versöhnung, nicht zu in sich geschlossener Weltansicht, nicht zur Befriedigung des tiefsten Heilsbedürfnisses im Gewissen. Hier gestaltete sich Engelhardt's ganze apologetische

tische Argumentation zu Einer großen, gewaltigen Verherrlichung der Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo. Im Gegensatz zu dem von ihm so genannten „Katechismus des Heidenthums“, dem Katechismus der eigenen Vernunft und Kraft, entwickelte er in wohlthuernder Schlichtheit und Großheit die Katechismusz Wahrheit des Christenthums als einheitliche Weltanschauung mit den beiden Brennpunkten der Sünde und Gnade, des Gesetzes und des Evangeliums.

Der apologetische Zug seines Geistes wurzelte in Engelhardt's historischem Sinn. Er haßte das constructive Verfahren und verstand es meisterhaft, den Thatfachen nachzuspüren, sich einzuleben in die zeitgeschichtliche Entwicklung und die jeweiligen persönlichen Träger derselben. Jede bedeutende Erscheinung in ihrem Wachsthum belauschen, die „Zeichen der Zeit“ in Gegenwart und Vergangenheit verfolgen, nichts machen, Alles werden lassen und werden sehen, das war seine Lust und Freude, das der eigenartige Vorzug seiner historischen Methode, auch beim Theologisiren.

Dadurch wurde er ein so bedeutungsvoller Theilnehmer an allen landeskirchlichen und landespolitischen Bewegungen. Sein Herz glühte für seine baltische Heimath und ihre Geschichte. Für den Adel, wie für die Geistlichkeit des Landes war er eine einflußreiche und Allen zugängliche Persönlichkeit, welche stets mit Erfolg die schroffen Gegensätze zu vermitteln wußte und zum Maßhalten mahnte, ebensowohl gegenüber dem mitunter überreizt reformatorischen Eifer der Liberalen, deren „Gefinnungshochmuth“ er oft rügte, als dem falsch-aristokratischen Conservatismus gegenüber, dem er Faulheit und ständischen Hochmuth zum Vorwurf machte. Engelhardt war selbst nicht frei von einer gewissen aristokratischen Neigung; aber das noblesse oblige war seinem christlichen und männlichen Gemüth so tief eingeprägt, daß er, sei es auch auf dem Wege sittlichen Selbstzwanges, immer wieder dem gemeinen Besten seine Arbeit in den Dienst stellte und sich dadurch eine große Liebe und nicht geringe Popularität errang. Dioländer vom Scheitel bis zur Zehe, arbeitete er für die baltische Schule und Kirche, Universität und Landespolitik nicht im Sinne eines engherzigen Particularismus, sondern, wenn auch stets die charaktervolle Eigenart unseres Gemeinwesens auf's Entschiedenste betonend, in wahrhaft kosmopolitischer Weitherzigkeit, stete Fühlung behaltend mit den Interessen des großen Reiches, dem wir angehören,

und mit den Lebensströmen des deutschen Mutterlandes, dem wir unsere geistige Nahrung verdanken. Ungebrochen stand er da und hielt die Fahne eines edlen Patriotismus hoch in den Zeiten des schwersten Kampfes, indem sein Glaube ihm die Zuversicht gab, daß wir trotz aller Anfeindung und gegnerischen Agitation in socialer, politischer und kirchlicher Hinsicht die ewigen und unveräußerlichen Güter unseres eigenartigen baltischen Lebens zu wahren und durch gewissenhafte Bildung in heißer Berufsarbeit zu entwickeln verpflichtet und befähigt sind.

Alle hervorgehobenen Charakterzüge unseres vereinigten Freundes machten sich in schönem Verein dort geltend, wo sein eigentlicher Lebensberuf lag — im Zeugniß des Wortes auf Katheder und Kanzel, in Schule und Kirche. „Sprich, daß ich dich sehe“ — dieses altmystische Wort der griechischen Weisen wurde in vollstem Sinne wahr, ja handgreiflich Jedem vor die Seele gestellt, der Engelhardt reden hörte. Da war nichts Schablonenhaftes, nichts Angelerntes, nichts Ausgetüfteltes und dialectisch Zugespitztes; Alles sprühte Geist und Leben, weil Alles — und meist unter schweren Wehen — herausgeboren war aus der innersten Erfahrung der christlich durchläuterten, kampfreichen Persönlichkeit. Eine gewisse Unklarheit und Einseitigkeit, die zum Widerspruch reizten, war seiner Rede eigen. Aber das Unklare war Zeugniß eines nach Ausgestaltung ringenden lebensvollen Keimes; und die Einseitigkeit war stets motivirt durch die selbsteigenen jeweiligen Erfahrungen und reizte deshalb den Hörer zu tieferem Nachdenken, zu geistiger Selbstarbeit. Jemehr Engelhardt innerlich gerungen, ja sich abgequält hatte mit der Sache und der Formgebung, desto wichtiger erschien die so errungene und oft unvermittelt hingestellte Behauptung und machte nicht selten den Eindruck scharfer, provocirender Bestimmtheit und einer seinem vorsichtigen, selbstquälerischen Naturell sonst fremden Sicherheit.

Auch in wissenschaftlichen Vortrag auf dem Katheder und in der schriftstellerischen Leistung, die er selbst nie als hervorragend ansah, lebte und webte etwas von dieser, nach lebendiger Plastik des Wortes ringenden Eigenthümlichkeit. Dadurch wurde er nach dem Zeugniß all seiner Schüler ein so bedeutender, zum Selbststudium und zu eigener Denkarbeit anregender akademischer Lehrer. Und die

Denkarbeit blieb nie eine theoretisch=abstracte. Sie concentrirte sich immer auf den Einen entscheidenden Punkt und orientirte sich an der einfachen Katechismusk Wahrheit von der Gnade Gottes in Christo.

Sein homiletisches und katechetisches Geschick, sowie die fort-reißende Macht seiner Predigtweise erklärt sich ebenfalls aus den Grundelementen seines Charakters und seiner christlichen Erfahrung. Seine Kanzelberedsamkeit war höchst originell, aber nicht immer musterhaft. Wer ihn hätte zum Vorbild wählen oder gar nachahmen wollen, konnte leicht auf Abwege gerathen. Namentlich war die Textauslegung keine eingehende. Die ausführliche Schriftbegründung trat zurück hinter der mitunter mottoartigen Verwerthung des Textwortes. Ich weiß, daß oft, wenn er sich innerlich lange mit einem Gedanken getragen hatte, der nach Geburt rang, Engelhardt nach verschiedenen Texten ausschaute, bis der passende gefunden war. Dann aber war der Inhalt seines Zeugnisses durch und durch evangelisch und schlug durch, weil er so tief aus eigener Erfahrung hervorgewachsen war.

Die Gesetzespredigt, die Lehre von der christlichen Heiligung und Vollkommenheit trat durchaus nicht bei ihm zurück. Unser alter „Moses“, wie wir ihn gern nannten, wollte auch dem Mittler des alten Bundes als Zuchtmeister auf Christum sein volles Recht angedeihen lassen. Wie Donner vom Sinai ertönte oft seine sittlich strenge Forderung und ethisch=asketische Mahnung. Je weniger sein Naturell sich durch Willensenergie kennzeichnete, je öfter er sich selbst der Faulheit und zerplitternden Vielgeschäftigkeit anklagte, jemehr er soliden Fleiß und stetige Willensanstrengung an sich und Andern streng forderte und durch asketischen Selbstzwang mitunter in's Extrem ging, desto wichtiger erschien es ihm, das Evangelium nicht ohne die sittliche Zucht des verpflichtenden Gesetzes zu predigen und zu treiben. Gegenüber dem starken Erdwall aber, hinter welchem die pharisäische Selbstgerechtigkeit des natürlichen Menschen sich zu verchanzen liebt, schlugen mit stets wiederholtem, starkem Aufprall die Geschosse seiner Bußpredigt bombenartig immer wieder in dieselbe Stelle ein, um hier vor Allem Bresche zu schießen. Luther's erste These, daß unser ganzes Leben eine fortgesetzte Buße sein müsse, war ihm die nothwendige Voraussetzung des reformatorischen Grundgedankens, wie derselbe nach Engelhardt's Meinung namentlich in Luther's kleinem

Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen zu lebensvollem Ausdruck gekommen sei. Die Glaubensgerechtigkeit auf dem Grunde der barmherzigen Liebesgesinnung Gottes in Christo, wie er die Gnade im Gegensatz zu Rom und zu allem Pietismus definirte, blieb im Grunde sein einziges Predigtthema. Gottes befreiende Gnade zu preisen, wurde in dem Maße mehr ein Lebensbedürfniß für ihn, als er es schmerzlich empfand, an „das Kreuz der eigenen Adamsnatur mit eisernen Nägeln geheftet zu sein.“ Er bekannte es rückhaltslos und wurde nie müde, es zu wiederholen, daß die Gnade Gottes uns nicht umwandelte oder dieses Kreuz nehme. Alle Heiligungsarbeit, alle christliche Vollkommenheit ruhte ihm auf der Folie des täglich und schmerzlich erfahrenen Kreuzes, aber auch der täglich erbettelten und reichlich erfahrenen Sündenvergebung. Er wußte sich befreit durch den Blick auf den göttlichen Kreuzträger und bekannte sich voll und ganz zu dem paulinischen Wort: wir predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit; denen aber, die berufen sind, beides, Juden und Griechen, predigen wir Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit.

Engelhardt hatte mit anhaltendem Fleiß sich in die apologetischen Studien vertieft, um Juden und Heiden alter und neuer Zeit zu verstehen, nicht etwa um „apologetisch zu predigen“, was er stets mißbilligte, sondern um mit vollem Verständniß der Zeitschäden und des natürlichen menschlichen Glends das reine Evangelium in durchschlagender Weise zu verkündigen. Daher wollte er nie die Theologie und Dogmatik auf die Kanzel gebracht sehen; „wir sollen“ — so äußerte er sich noch kurz vor seinem Tode gegen einen nahestehenden Freund — „gründlich Theologie studiren, um nicht Theologie zu predigen“, sondern um zu wissen, wie wir mit voller, auch theologisch vermittelter Erkenntniß des göttlichen Heils und des menschlichen Heilsbedürfnisses den Glauben verkünden sollen, nicht die bloß gesetzlich geforderte Glaubenspflicht, sondern das köstliche Glaubensrecht der Kinder Gottes.

So war der Mann Gottes, von dem mit Recht gesagt worden, daß er zugleich im tiefsten Sinn des Wortes ein Kind Gottes war; so erschien seine edel und ehrlich angelegte Natur durch die Gnade nicht zerstört, sondern zu einer christlichen Persönlichkeit charaktervoll ausgeprägt. Seine Schwäche ward seine Stärke; die Natur war

von der Gnade nicht verschlungen, sondern die Gnade ihm zur zweiten Natur geworden.

So etwas gestaltet sich nicht plötzlich; kein Meister fällt vom Himmel, geschweige denn ein Meister des göttlichen Worts. Da ist lange heiße Arbeit an sich selbst voraufgegangen. Der Lebenslauf und Entwicklungsgang, das Werden eines Christenmenschen ist der Schlüssel für das Verständniß seines Charakters. Daher möchte ich zum Schluß noch in wenigen Strichen sein Lebensbild zeichnen, wie es mir in meiner Erinnerung vorschwebt.

Ich habe den kleinen Moriz in seinem neunten Jahre kennen gelernt. Er war — am 26. Juni 1828 geboren — ein halbes Jahr jünger als ich, machte aber einen viel älteren Eindruck, so daß auf unserer späteren gemeinsamen Studienreise in Deutschland die Leute ihn oft als den mir zur Begleitung mitgegebenen Mentor ansahen. Schon in frühester Jugend zeigte der fröhliche, übersprudelnde Sinn des Knaben den Hintergrund einer weichen, leicht erregbaren Gemüthsart. Sein strenger Vater, welcher Professor der Mineralogie in Dorpat war, konnte über den weinerlichen Jungen oft bitterböse werden; und wenn nichts half, so setzte er den Knirps mitten in die Stube, damit der Untröstliche dort, seinen Thränen den Lauf lassend, sich ausheule. Vor Vater und Mutter hatte er einen großen Respect. Mein älterer Bruder Nikolai und ich, seine beiden Spielgenossen, spürten schon als Kinder etwas von der unbegrenzten Ehrfurcht, mit der er von seinen Eltern sprach, vom Vater mit einer gewissen Bangigkeit und Scheu, von der Mutter, der alten, lieben, guten, frommen Mutter Engelhardt aus dem Hause derer von Müller, mit grenzenloser Zärtlichkeit. Nach dem frühen Hinscheiden des damals schon siechen Vaters (1842) hat diese treue, kindlich schlichte, in allem Kreuz so wunderbar gottergebene und in ihrem Glauben fröhliche Mutter seine weitere Erziehung geleitet und unsäglich viel Freude an dem gewissenzarten Jungen erlebt.

Die eigentliche Schulleistung, auch die elementare, wurde ihm nicht immer leicht. Er klagte schon früh über seine „mangelhafte Begabung“; namentlich das Rechnen ward ihm schwer. Wie oft hat er mir die Geschichte erzählt, die ihm in seiner Kindheit — er war damals 7 Jahre alt — einen so tiefen Eindruck hinterließ. Er hatte sich stundenlang vergeblich bemüht, ein schwieriges Exempel herauszube-

kommen. Als es schlechterdings nicht gelingen wollte, bat er seine Pflegeschwester, es für ihn zu machen. Er wolle so lange in den Kleiderschrank sich einschließen, „um zu beten, daß es richtig werde.“ Als er am andern Morgen das Resultat mit voller Gemüthsruhe der Lehrerin vorwies, war es falsch und er mußte nachsagen, vielleicht um damals schon etwas davon zu erfahren, daß das „Bete und arbeite“ zusammengehöre. Er bekannte später oftmals, welch ein Glück es für ihn gewesen, daß jener kindische Gebetsversuch keinen Erfolg gehabt. Wer weiß, welch' krankhaft pietistische Gedanken sonst in seiner Kindesseele zu wuchern begonnen hätten!

Der stramme, beim Spiel stets lebensfrohe Junge kam nachmals oft in unser Haus hinüber, wo mein Vater, als Kreisdeputirter und später als Landmarschall während der Wintermonate in Dorpat lebend, viel Gäste empfing. In unserer Schul- und Kinderstube — an der Straße und in dem Local, wo jetzt die Wohlfeilsche Bude ist — war der liebe kleine „Mo“, wie wir ihn nannten, immer guter Dinge. Wir Dettingenschen Brüder freuten uns schon früh seiner vielen guten Ideen; und er genoß es mit einem gewissen Behagen, daß wir leicht die Mittel zu ihrer Ausführung beschaffen konnten. In den Gesellschaftsräumen unserer Familienwohnung, die ihm sehr aristokratisch erschienen und imponirten, kam ein gewisser feierlicher Zug über sein kindliches Gesicht, das schon den künftigen Mann im Keime zeigte. Freilich fehlte die hohe Stirn, die ihm später ein so ehrwürdiges Aussehen gab. Das kurzgeschnittene struppige Haar deckte über den Augenbrauen die ausdrucksvolle Stirn fast wie ein horizontales Strohdach; und wir jubelten als Knaben oft darüber, daß er es in der Gewalt hatte, die ganze Kopfhaut sammt den Ohren zu bewegen, d. h. seinem Willen unterthan zu machen. Der untersetzte breitschultrige Körper mit straffem Beinwerk und voller Brust, mit niedrig abgleitenden Schultern und hoch sich aufrichtendem Halse schien nur dazu da zu sein, den gut gebauten Kopf mit dem allezeit gespannt theilnahmvollen Gesicht zu tragen. Die tief liegenden Augen mit etwas wulstigen Lidern, sprühend im Glanz bei freudigen Ereignissen, leicht überströmend beim Jammer von Thränen, waren die Dolmetscher seiner Kindesseele. Ueber der etwas stumpf und stark gebildeten Nase — deren Unschönheit ihn oft verdros und manchen harmlosen Spott weckte — legte die gewölbte

Stirn sich gern in Falten, wenn er über etwas nachdachte, oder wenn ihn etwas verdroß; sie glättete sich aber auf's Schnellste, wenn ein Witz meines älteren Bruders Nikolai seine Lachmuskeln unwiderstehlich reizte. Dann konnte der sonst festgeschlossene Mund, welcher nur bei Mittheilungen, die ihn sehr interessirten oder erregten, halb sich zu öffnen pflegte, ausbrechen in ein wahrhaft sardonisches Gelächter. Diese unwiderstehliche Neigung zum „Ausplätzen“ gab später in der Schule — wo sein humoristischer Freund und Nachbar ihm gern während der Stunde schlechte Witze in's Ohr raunte — manchen Anlaß zur strengen Ahndung von Seiten der Lehrer, wobei unser Moriz als das unschuldige Opferlamm erschien und die Klasse oft plötzlich verlassen mußte, weil er den Lachreiz nicht zu bändigen vermochte.

Nachdem wir Dettingenschen Knaben unter dem Schutz und Schirm unserer sehr strengen und gewissenhaften Großmutter nach Werro übergesiedelt waren und schon ein paar Jahre als Externe die treffliche Krümmersche Anstalt besucht hatten, kam unser lieber Moriz uns nach und zugleich mit uns in's Pensionat. Es begann nun die harmlos glücklichste Zeit unseres Lebens und unserer Freundschaft. Der Trübsinn hatte keinen Raum bei dem fröhlichen Verkehr und herrlichen Spiel, sowie bei der gemeinsam genossenen Arbeit in dieser Anstalt, die damals in ihrer höchsten Blüthe stand. Krümmner als Director zeichnete sich weniger aus durch seine Bildung — er hatte nie eine Universität durchgemacht — als durch seine ebenso strenge, wie befreiende Zucht; er war ein mit der Jugend fühlender Mann und verstand jeden Charakter nach seiner Eigenart aufzufassen. Bei aller Schärfe der Disciplin hatte wohl kaum je eine Pensionsanstalt ihre Jungens in so ausgelassen fröhlicher Gemeinschaft aufwachsen sehen. Bei schmaler Kost und sehr scharfer Arbeit waren wir an Leib und Seele gesund und freuten uns wie an dem Fortschritt des Lernens, so an dem kameradschaftlichen Umgang. Und unser zum Jüngling heranreifender Moriz war ein allbeliebter, guter Kamerad.

In den oberen Klassen begann das harmlose Genießen der Jugendjahre einer ernsteren Selbstkritik Raum zu geben. Unter Mortimer's erzieherischer Seelenleitung machten wir gemeinsam das sogenannte Pädagogium, eine Art Vorstufe studentischer Selbstständigkeit und Selbstverantwortlichkeit, durch. Bei dem beginnenden

Grübeln über den zu wählenden Beruf ward dieser seltene Freund und Leiter der Jugend uns Primanern eine wichtige Stütze. Engelhardt war ihm mit voller Seele zugethan. Er hat mir oft erzählt, welchen Einfluß jener Mann auf seine geistliche und seelische Entwicklung geübt.

Ex bibl. univ. T

Den mathematischen Fächern stand Engelhardt immer etwas kühl und ablehnend gegenüber. Durch treue emsige Arbeit leistete er unter meiner Hilfe, die er sich selbst bescheidenlich erbat, dennoch Erflehtliches und brachte es auch in diesem Fach zur Nr. 1 beim Abiturientenexamen. Aber seine eigentliche Liebhaberei war die Geschichte; und bei den deutschen Vorträgen, welche in Prima allmonatlich gehalten wurden, leistete er schon damals Hervorragendes. Die klassischen Sprachen machten ihm etwas Noth, und er strafte sich selbst wegen seiner Trägheit in diesen Fächern. Aber das Gesamtergebnis war doch eine harmonische Bildung, mit echt deutschem, baltisch patriotischem Hintergrund der Gesinnung, auf welche ein Mann wie Mortimer mit seiner feinen, auf Jugendideen gern eingehenden, human vielseitigen Bildung einen heilsam fördernden Einfluß übte.

Mit dem Christenthum war es in jener Anstalt allerdings schwach bestellt. Es war ein gewisser frommer, pestalozzischer Rationalismus, der ihr zu Grunde lag. Krümmer wie Mortimer waren beide herrnhutisch erzogen, was immerhin einen Einfluß auf die religiöse Sitte und christliche Hausordnung der Schule übte. Wie bei dem notorisch schlechten Religionsunterricht, den wir dort erhielten, in uns beiden der Entschluß zum theologischen Studium reifte, ist mir in meiner Rückerinnerung immer noch ein Wunder Gottes. Aus aristokratischen Traditionen stammend, waren wir von den Eltern nicht dazu angeregt, wenn auch nie gehindert worden. Der erste Gedanke daran erwachte in unserem freundschaftlichen Verkehr und Austausch. Mein Bruder Nikolai war der eigentliche warme Naturfreund Engelhardt's; sie beide verband volle unmittelbare Sympathie; die Eigenart des Einen wirkte wie ein Magnet auf den Andern; sie wurden wie David und Jonathan immer mehr sich gegenseitig Bedürfniß. Moritz Engelhardt und ich — wir waren vielfach Antipoden; aber der Gegensatz unserer Naturen reizte ihn zu lebendigem Austausch mit mir. Ueber manche sein Gewissen beschwerende Dinge und über die Ideen, die in ihm sich regten und damals schon in oft überschäumender Brandung wog-

ten, sprach er mitunter eingehender mit mir. Wir waren 16 Jahre alt, als der Gedanke an das theologische Studium in uns Beiden zu keimen begann, um allmählich erst Wurzel zu fassen und zu Tage zu treten. Mortimer warnte uns auf's Entschiedenste. Es sei so schwer, den falschen Weg zu meiden. Das theologische Studium werde leicht ein gefährlicher Prüfstein für den Glauben; derselbe gehe entweder verloren beim Grübeln über die christlichen Mysterien, oder werde zur todten Gewohnheit beim Schwören auf des Meisters Worte.

Diese Warnstimme war uns sehr heilsam. Wir prüften immer und immer wieder; und unser Entschluß wurde immer fester, wenn auch bei Engelhardt nach längerem Schwanken und aus einem ganz anderen Motiv als bei mir. Ich wollte zur Klarheit kommen über das, was mein Herz auf's Tiefste bewegte. Deshalb schwankte ich noch zwischen Mathematik und Gottesgelahrtheit; Gott erschien mir schon damals als ein „großer Arithmetikus“, der allen Dingen Zahl und Maß gesetzt habe. Ich wollte durch eingehendes Studium meine Weltanschauung läutern und das, was im Gemüthe dunkel wogte, zu einem System gestalten. Engelhardt — wie er mir wiederholt bekannte — erschien es als das Herrlichste, „durch Beredsamkeit zu wirken.“ Und das könne man in unserem Lande und für die höchsten Interessen eintretend nur auf Grund des juridischen oder theologischen Studiums. Als Advocat oder Landtagsmitglied durch's Wort eine größere Wirksamkeit zu finden, schien ihm nicht ohne Reiz. Daher neigte er sich eine Zeit lang in seinem Innern der Jurisprudenz zu. Aber die theologische Neigung überwog. Im kirchlichen Lehrberuf lag für ihn ein, wenn auch noch unklar erstrebtes Ideal. An akademische Thätigkeit dachten wir beide nicht im Entferntesten.

Während unserer gemeinsamen Studienzeit in Dorpat (1846 bis 1849) wurden wir nur durch die Begeisterung für die Sache getragen, ohne uns die Art und Weise zukünftiger Berufsstellung zu vergegenwärtigen. Auch damals glühte Moritz Engelhardt besonders für den Dienst am Wort als das herrlichste Ziel theologischen Studiums. In einem Briefe vom 12. Juni 1848 heißt es: „Gott wolle mir — darnach brenne ich mit glühendem Verlangen — einst, wenn es Zeit ist, das Schwert der Rede in den Mund geben und mich bis

dorthin und auch später als fruchthragende Rebe wachsen lassen, damit ich mit dem Licht seines Wortes die Geschichte verstehen könne.“

Uns dürstete nach dem Born des Heils und wir tranken in vollen Zügen. Die Quelle der Wahrheit begann gerade damals in der Dorpater theologischen Facultät hell und klar zu sprudeln. Besonders Philippi's Einfluß wurde für uns durchschlagend. Seine Erklärung des Römerbriefs eröffnete uns eine neue Welt; und der reformatorische, echt lutherische, aus tiefer Sündenerkenntniß herausgeborene Glaubensernst, der seine Vorträge und seinen persönlichen Verkehr mit den Studenten durchzog, ergriff auch unsere Herzen. Es war ein reiches, fast aufregendes Leben und Treiben. Mich zog das systematische Denken an; Engelhardt wurde mehr durch die historischen und dogmenhistorischen Fächer gefesselt. Gemeinsam aber vertieften wir uns in die Schrift.

Wir wohnten die letzte Zeit unseres Studiums auf einer Stube in dem lieben alten Engelhardt'schen Hause (neben der Bürgermuffe). Das alte und neue Testament haben wir dort zusammen studirt, alle Gebiete der Theologie miteinander durchackert. Die gegenseitigen Referate aus den Heften und den gelesenen Büchern förderten bei der Verschiedenheit unseres Interesses und bei gegenseitiger Anlehnung und Ergänzung unter oft scharfen Disputen die Vertiefung in die Wissenschaft.

Trotz all dieser Anregung fühlte sich Engelhardt damals nicht eigentlich glücklich. Mit der himmelhochjauchzenden Begeisterung für das Studium und den frischen Verkehr unter den jugendlichen Comilitonen ging ein Trübsinn Hand in Hand, der ihn oft zur Verzweiflung brachte, ja mitunter „zum Tode betrübt“ erscheinen ließ. Zwei Momente erklären seine damalige Anfechtung und Seelennoth. Einerseits war es die Stellung zum Studentenleben, die ihn beunruhigte; andererseits machte ihm die theologische Hauptfrage viel zu schaffen.

Wir waren schon im ersten Semester in die bekanntlich damals verbotene Corporation eingetreten. Engelhardt fühlte sich unter den Livländern wohl und verstand es, im persönlichen Verkehr und geselligen Austausch immer wieder die tiefsten Interessen wach zu rufen. Selbst den heterogensten Naturen und den widersprechendsten Standpunkten gegenüber wußte er, oft ganze Nächte hindurch disputirend, mit heiligem Ernst und sprühendem Humor, über philosophische und poli-

tische, ethische und religiöse Fragen sich zu unterhalten. Aber feines Gewissen trug schwer an der geheimen Stellung der Corporation. Das dem Rector gegebene Ehrenwort, „keiner geheimen Verbindung anzugehören,“ machte ihm ewige Noth, während ich — wie viele Andere — mich dabei beruhigte, daß diese Verbindungen ein öffentliches, selbst vom damaligen Minister Uwarow anerkanntes Geheimniß waren. Engelhardt litt dermaßen unter diesem ewigen Zwiespalt, wie er es nannte, daß er für eine Zeit lang aus der Landsmannschaft austrat, dann aber wieder als vollberechtigtes Glied in ihr wirksam blieb, namentlich in den sturmbelegten Jahren 1848 und 1849, wo auch bei uns trotz des strengen Regiments unter Kaiser Nikolai die Wogen einer liberalen Reformbewegung unter den Studirenden hoch gingen, und mit durch Engelhardt's Einfluß der herrschende corporelle Aristokratismus und der Duellzwang gebrochen wurden.

Neben diesen studentischen Wirren und Anfechtungen waren es tiefgreifende persönliche Erlebnisse des inwendigen Menschen, die ihm mannichfache Noth schufen. Es war ein stetes Ringen — nicht eigentlich mit Verstandeszweifeln, wohl aber mit der Verzagttheit des Herzens. Er zweifelte an seiner Begabung für die theologisch-wissenschaftliche Arbeit, jammerte über das „ewige Halbdunkel“ seiner ihn quälenden Gedanken, er klagte sich immer und immer wieder mitten im eifrigsten Studiren der Faulheit an, weil er „mit Unlust“ arbeite und ohne jene Fröhlichkeit der Hingabe, die er mit einem gewissen Neid an mir wahrzunehmen glaubte. Er ward aus diesen Anfechtungen, die mitunter sein Gemüthsleben ernstlich gefährdeten und allerlei krankhafte, durch körperliche Beschwerden gesteigerte hypochondrische Ideen in ihm weckten, nur dadurch gerettet, daß er sich mit heißem Flehen dem Gott der Gnade in die Arme warf; und die Anfechtung lehrte ihn auf's Wort merken. Seine kleine schwarzgebundene Confirmationsbibel war schon damals so zerlesen und so beschrieben, daß bei unsern gemeinsamen Morgen- und Abendandachten, wo wir sie gebrauchten, seine Lieblings- und Troststellen sofort beim Aufschlagen in's Auge fielen. „Ich habe es erfahren“ — schrieb er in seiner bewegtesten Studienzeit (12. Juli 1847) — „daß das Festhalten an Christum die einzige Bedingung meines Lebens ist und ohne ihn hohle Schwärmerei und Phrasendreschlerei. Ich bin leicht

empfänglich für Eindrücke; aber wenn der Druck so stark ist, daß ich über meine Basis hinausgeworfen werde, so schwebe ich auch gleich haltungslos im Blauen. Und nicht bloß in meinen abstracten Theorien; nein, es geht bei mir gleich in das allerconcreteste Leben und macht sich auf eine so fühlbare, so vernichtende Weise geltend, daß ich vollständig jenes tiefe Wort Augustins nachfühlen kann: das Herz, das in der Sünde lebt, ist sich selbst seine eigene Strafe."

In solch schweren Stunden, wo er oft zu verzweifeln drohte, rettete ihn nur die Hand dessen, der Petrus beim nahenden Sturm vor dem Versinken bewahrte. Mich ergreift es noch jetzt wie ein erwärmender Hauch gottgeschenkter, höhern Lebens, wenn ich daran gedenke, wie er in heißem Gebete mit dem Herrn ringen konnte, um aus einem Jacob ein wahrer Israel zu werden. Es will viel sagen, wenn bei all dem aufregenden Gewühl studentischen Lebens und Treibens nach des Tages Last und Lust ein Jüngling den heiligen Muth hat, Abends auf dem Kämmerlein mit dem trauten Genossen seiner Seele in die Kniee zu sinken und Gott all sein Elend zu bekennen, um von ihm sich heilen und trösten zu lassen. Ich habe in jener Zeit an unserm Moritz gelernt, was es heißt, in den *terrores conscientiae* kraft einer *fiducialis desperatio* Gott anlaufen mit unverschämtem Geilen, mit dem stets wiederholten: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“

Und der Segen blieb nicht aus. Wir brachten unser Studium rechtzeitig zu einem gedeihlichen Abschluß in Dorpat. Die Universitätslehrer sprachen uns schon damals den Wunsch aus, daß wir für die akademische Laufbahn uns vorbereiten sollten. Das führte uns nach Deutschland (1850).

Engelhardt zog sofort hinaus, um seinen schwerkranken Bruder Rudolf zu begleiten. Dieser selten geistvolle und tiefe Mensch hat einen großen, vielfach durchschlagenden Einfluß auf den über zehn Jahre jüngeren Bruder geübt. Es waren nicht bloß die Bande des Bluts, die sie verknüpften. In reichem, geistigem Gedankenaustausch konnte er ganze Nächte mit diesem brüderlichen Herzensfreunde verbringen, wenn derselbe aus Riga, wo er angestellt war, nach Dorpat herüberkam. Zunächst fesselte ihn die Landespolitik, in welcher Rudolph Engelhardt als damaliger Ritterschaftsbeamter im Verein mit Fölkersahm thätig war. Die in jenen Jahren beginnende Agrar-

reform gab zu vielen principiellen Streitfragen Anlaß, an welchen Moriz Engelhardt stets den regsten Antheil nahm. In jugendlich unklarer Frühreise des Urtheils, aber mit wahrhaft glühendem Interesse für die livländisch-baltische Zeitgeschichte stürzte er sich hinein in die Wogen des landespolitischen Principienstreites, und sein älterer Bruder galt ihm da als der beste Steuermann. Außerdem aber liebte er es, über die tiefsten und höchsten Probleme der philosophischen Weltanschauung mit ihm zu disputiren. Und Rudolf Engelhardt wurde in seiner geistigen Beweglichkeit nie müde, von seinem Hegelsch gefärbten Standpunkte aus unsern jugendlichen Zweifelfragen zu folgen und uns in die Probleme der „Philosophie der Geschichte“ nach jener pantheistisch gefärbten Grundanschauung einzuführen. Dadurch übte er einen gewissen „Druck“ auf unsere zwar glaubensfreudigen, aber noch unklar wogenden Gemüther aus. Ihn hatte Moriz Engelhardt offenbar im Auge, wenn er in jenem Briefe (vom 12. Juli 1847) die Gefahr berührte, über seine „Basis“ hinausgeworfen zu werden.

Dieser innig geliebte, allgemein auch im Lande verehrte Mann war im besten Alter (34 Jahre zählte er damals) und mitten in seiner Berufsarbeit von einer unheilvollen Rückenmarksfrankheit ergriffen worden und sollte draußen Heilung suchen.

So kam Moriz früher nach Deutschland als ich, was mich damals nicht wenig verdroß. Dermaßen hatten wir uns an einander gewöhnt; der Umgang mit ihm war mir Lebensbedürfniß geworden. Als Studenten hießen wir nach dem unästhetischen Burschenausdruck kurzweg „das Paar Hosen“. Dieses Paar ward nun getrennt. Ich blieb in Dorpat zurück, um auf Grund meiner Arbeit über die Echtheit der Ignatianischen Briefe den Magistergrad zu erwerben. Das wurde mir schier verhängnißvoll. Während Engelhardt sich schon von den Wogen deutschen Geistes- und Culturlebens tragen ließ, blieb ich in heimathlicher Stille und wartete vergeblich auf einen Paß, der damals (1850) im Hinblick auf die immer noch politisch aufgeregten Zeiten in Deutschland nur bewährten „Beamten“ ertheilt werden sollte.

Gott fügte es gnädig, daß ich — obwohl erst frisch gebadener Candidat — als bisheriger „Religionslehrer in Armenschulen“ auf Grund eines Zeugnisses des Dorpater Frauen-Vereins hinauspedirt

werden konnte; und so vereinigten sich unsere Wege, nach einigem Hin- und Herschweifen durch Deutschland und Italien, im Hafen der Erlanger Theologie, wo wir im Winter 1850/51 dauernd Anker warfen.

Es war das die vielleicht schwerste, wenn auch in der Rück-erinnerung schönste Zeit unseres gemeinsamen Ringens und Arbeitens. Neben persönlich schmerzlichen Erfahrungen (es starb sein Bruder Rudolf nach langem schwerem Siechthum, das ihn aber innerlich zum gläubigen Christen gereift hatte) war es die Verzweiflung an der eigenen wissenschaftlichen Befähigung und das Wanken und Schwanken seiner Glaubenszuversicht, was ihn beunruhigte, ja innerlich zerquälte und zerriß.

Er war damals besonders fleißig; er hörte Vorlesungen bei Hofmann, Delitzsch, Thomasius; begeistert war er für Nägelsbach seine homerische Theologie; für sich studirte er die Baur'schen Schriften; er hatte einen mannichfaltigen Umgangskreis — namentlich unter den Wingolfiten und Philadelphern, einer gemischt christlichen und einer rein lutherischen, von Harleß in's Leben gerufenen Studentenverbindung. Unter den theologischen Professoren zog ihn besonders Hofmann mit seiner genetisch-historischen Methode, Thomasius durch seine Predigten und im persönlichen Verkehr, Delitzsch durch seine gewinnende Herzlichkeit an. Im Raumer'schen Hause — das durch Engelhardt's Vater, der einst (1819) mit Carl v. Raumer gemeinsam mineralogische Studien gemacht und eine intime Freundschaft geschlossen hatte, von vornherein uns nahe stand — fanden wir ein zweites Heim. Kurz es war in jeder Hinsicht eine reiche Zeit. Und doch war Engelhardt unbefriedigt, mitunter tief unglücklich und verzweifelt in seinem selbstquälerischen Trübsinn. Er litt unter der Ueberfülle der wissenschaftlichen Eindrücke; er sehnte sich nach Concentration, nach selbstständiger Arbeit; er wollte als Historiker mehr methodisch geschult sein und jammerte darüber, daß er nicht ein Forscher, sondern ein Compiler sei und bleibe.

Dazu kamen schwere persönliche Anfechtungen; er fühlte es täglich mit wachsendem Schmerz, daß sein Heiligungsseifer erlahme, daß das Gesetz in den Gliedern so übermächtig sei, daß das Fleisch immer und immer wieder den Geist niederdrücke. Thomasius besonders hat ihm in beichtväterlicher Treue damals beigestanden. Der Trübsinn beherrschte

ihn mitunter dermaßen, daß er — körperlich auch vielfach heimgesucht — sich schon auf dem Wege zum Irrenhause sah und Selbstmordgedanken zu bekämpfen hatte. Er versuchte es dann mit ernster Selbstzucht und Askese. Bei Nacht und Morgengrauen erhob er sich zur Arbeit und konnte sich freundschaftlich darüber ärgern, daß ich „ganz mit Frieden“ weiter schlief, wenn er mich nach meiner Ansicht „zu früh“ weckte. Er versagte sich längst gewohnte Genüsse; namentlich wollte er mit scharfem Selbstzwang das Rauchen sich abgewöhnen und wurde dann leicht innerlich verbittert, wenn er mich, seinen Stubenflausch, eine Pfeife nach der andern gemüthlich anzünden sah. Mitunter brauste dann die lang zurückgehaltene Woge seiner asketisch überreizten Stimmung auf und er erging sich in hamletartigen Selbstschmähungen oder in Tasso'scher Verzweiflung. Mich nannte er dann oft seinen Horatio; oder im Zorn sah er in mir den unausstehlich kritischen Antonio. Aber lange dauerten solche Stimmungen nicht. Das gemeinsam betrachtete Gotteswort und ein aus der Tiefe kommendes Gebet halfen immer wieder hinüber, und in der Schule des schwersten Kreuzes reifte sein inwendiger Mensch. Wenn er es handgreiflich zu erfahren glaubte, daß „Satans Engel ihn mit Fäusten schlug“, wenn die Wogen hoch über seine Seele gingen, mußte er es immer wieder von Neuem lernen, „sich an der Gnade genügen zu lassen“, und mitten im Meer war es der Herr, der ihn hielt, wenn er auch damals „seinen Fuß nicht zu spüren“ meinte. Der zeitweilig fühllose, am Wort klebende nackte Glaube bewährte sich ihm doch als der wahre, der die Gnadengegenwart des Herrn wieder zu schmecken bekommt. Und mit der Gewißheit der Vergebung kam auch Leben und Seligkeit wieder in das bekümmerte Herz.

Nachdem wir ein Wintersemester in Erlangen studirt, trennten sich auf kurze Zeit unsere Wege. Während ich mit den Meinigen Reisen durch Oesterreich, die Alpenländer und Frankreich bis nach Paris machte, studirte Moriz weiter in Bonn und saß zu den Füßen Rothe's und Dorner's. Viel Anregung fand er dort, genoß auch das Stillleben in seiner Zelle neben einem reichen theologischen Verkehr. Aber befriedigen konnte ihn die vorzugsweise spekulative, unhistorische Richtung jener Theologen nicht.

In Bonn suchte ich Engelhardt auf; und nachdem wir in übersprudelnder Freude unsere unterdessen gemachten Reiseerfahrungen aus-

getauscht, gingen wir zusammen nach Berlin, wo wir einen ganzen Winter hindurch studirten (1851/52) und im Gegensatz zu dem großstädtischen Gewühl das echt livländische Stillleben im Hause mit meiner seligen Mutter und meinen Schwestern sehr genossen.

Der alte Neander, bei dem Engelhardt noch vor einem Jahr hospitirt hatte, war gestorben; Hengstenberg und Stahl, mit denen wir oft zusammenkamen, führten uns in die kirchlichen und landespolitischen Zeitfragen ein; bei Böckh und Trendelenburg trieben wir philosophische Studien. In theologischer Hinsicht war aber die Ausbeute gering und das unirte Wesen des dortigen kirchlichen Lebens zog uns so wenig an, daß wir an die separirt lutherische Gemeinde uns angeschlossen. Für die überreichen Kunsteindrücke der Großstadt, des nordischen Athen, war Engelhardt stets zugänglich. Die zerstreuende Macht der sich jagenden Erlebnisse und das Familienleben im Hause, wo Engelhardt's Verhältniß zu seiner spätern Gattin, meiner jüngsten Schwester, innerlich der Entscheidung entgegenreiste, absorbirten ihn so, daß er kaum über sich selbst viel zu grübeln Zeit hatte.

In diese Zeit (1851) fiel die Berufung Philippi's nach Rostock. Die Dorpater Facultät ward ihrer Hauptzierde beraubt; sie brauchte Ersatz und Nachwuchs. Es war die Zeit, da man Ausländer nicht berufen durfte. Wir erhielten die Aufforderung, uns in Dorpat zu habilitiren. Engelhardt fand sein kirchenhistorisches Fahrwasser, in welchem er sich bald gesund wie ein Fisch fühlte. In Berlin und Dresden suchte er nach Quellen, um den für den Streit zwischen Pietismus und Orthodorie bedeutendsten Mann, Ernst Valentin Löfcher genauer kennen zu lernen. Nie habe ich meinen Moriz so frisch und fröhlich gesehen, als da er an dem Timotheus Verinus studirte und in den „Unschuldigen Nachrichten“ wühlte, um eine vorzügliche, durchaus selbstständig gearbeitete kirchenhistorische Monographie zu Stande zu bringen, welche allgemeine Anerkennung fand und längst vergriffen ist.

Das war der glückliche Durchbruch zum akademischen Wirken. Seit 1853 in Dorpat habilitirt, zog er schon als Privat-Dozent seine Zuhörer mächtig an. Glatt und fröhlich verlief auch da sein Leben und Arbeiten nicht. Er konnte sich nie genug thun; er rang mit seinem Stoff und suchte ihn stets neu zu gestalten; er seufzte unter der mangelnden wissenschaftlichen Schärfe seiner Methode, wie er's mir oft

Daß er bei der Eigenheit seiner Begabung und bei seinem Inanspruchgenommensein nicht viel für literarisch-wissenschaftliche Arbeit Zeit gewinnen konnte, war selbstverständlich, obgleich er schwer darunter trug. Es ist immer noch zu verwundern, wie viel er schriftstellerisch geleistet. Die seit 1857 erscheinende und von ihm mitbegründete Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche enthält eine Reihe werthvoller Artikel, namentlich über Heidenthum und Christenthum, über die Grundsätze des christlichen Religionsunterrichts, über die „Zeichen der Zeit“, welch' letztere Arbeit auch als Monographie im Separatabdruck weitere Verbreitung fand. Sein „Schenkel und Strauß, zwei Zeugen der Wahrheit“, aus dem Jahre 1864 fand allgemeinen Beifall und war ein Zeugniß von Engelhardt's selbstständiger Vertiefung in die Probleme des „Lebens Jesu“, wie denn dieses Colleg fast am meisten die akademische Jugend ergriffen und befriedigt hat. Seine apologetischen, patristischen Studien legte er neuerdings nieder in seiner bedeutsamen Monographie: „Das Christenthum Justins des Märtyrers. Eine Untersuchung über die Anfänge der katholischen Glaubenslehre.“ Erlangen 1878. Sauren Schweiß hat ihm diese Arbeit gekostet; es war eine schwere Geburt. Aber die Freude über den Abschluß, über das zur Welt gebrachte Kind war um so größer. Jahre lang hatte er sich darnach gesehnt, in streng wissenschaftlicher methodischer Form das Resultat seiner patristischen Quellenstudien zu Tage zu fördern. Nun lag es endlich der Deffentlichkeit vor. Und bei der eigenthümlichen Behandlung seines Stoffes mußte er auf Widerspruch gefaßt sein, vorzugsweise von kirchlicher Seite. Die Gegenschrift von Stählin griff seine Darstellung und Charakteristik des großen Märtyrers scharf an, namentlich die von Engelhardt ausgeführte Behauptung, daß die Theologie und Apologie Justins in wesentlichen Punkten (Gottesbegriff, Offenbarungs-idee, Versöhnung, Gesetz und Evangelium) unter dem Einfluß philosophischer Speculation stünde. Auch warf man ihm — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — Abhängigkeit von Ritschl vor. In allen Glaubensfragen stand Engelhardt durchaus selbstständig da. In der historisch-wissenschaftlichen Methode und in der Auffassung des nachapostolischen Zeitalters verdankt er aber Ritschl am meisten und wurde von ihm mächtig angezogen.

Gleichwohl erbaute sich der Grundgedanke dieses seines letzten

Werkes durchaus eigenthümlich: Justin als Zeugen für die in der nachapostolischen Zeit aufkommende ethnisirende Richtung der christlichen Apologie zum vollen historischen Verständniß zu bringen und gleichzeitig den christlichen Gemeinglauben, den dieser ehrwürdige Zeuge Gottes allezeit bekannt habe, in seiner auch die wissenschaftlichen Denkirrhümer des Einzelnen überragenden Macht darzustellen. Leider ist es Engelhardt nicht vergönnt gewesen, diesen seinen Lieblingsgedanken im Zusammenhang mit dem christlichen Gottes- und Gnadenbegriff auch den wohlgesinnten kirchlichen Gegnern gegenüber noch zu vertheidigen und weiter durchzuführen. Er trug sich in der letzten Zeit mit einer Arbeit über den Trensäus. Gott der Herr hat es anders gewollt.

Seit dem 7. September des vorigen Jahres begann er an einem schmerzvollen, anfangs aber durchaus nicht besorgnißerregenden Ohrenleiden in Folge einer Erkältung zu laboriren. Im Sommer schon hatte er mich auf Symptome hingewiesen, die ihm gefahrdrohend erschienen, wie die steten Nackenschmerzen und Vertaubungen der Finger. Ich schob es auf seine hypochondrische Art und wir scherzten darüber. Im Herbst wurde es bitterer Ernst. Sein Zustand verschlimmerte sich in beunruhigendster Weise. Ein operativer Eingriff der Aerzte blieb fruchtlos. Die stetigen Schmerzen im Ohr raubten ihm den Schlaf. Zweimal versuchte er es trotzdem mit größter Selbstüberwindung seine Vorlesungen wieder zu beginnen. Noch zehn Tage vor seinem Tode forcirte er einen Spaziergang. Aber der Fortschritt der Krankheit machte ihn doch selbst besorgt und er sprach vielfach von seinem Ende, ohne daß wir daran glaubten. Erst von Sonnabend den 14. November ab wurden die Symptome verhängnißvoll. Schwindel und Erbrechen traten ein und die Aerzte stellten die hoffnungsloseste Prognose.

Er sah selbst sein Ende nahen und war durch die leibliche Unruhe sehr gequält. Wie sich's später erwies, war zu dem Citerabsceß durch den Ohrgang in's kleine Gehirn eine Gehirnhautentzündung getreten. Das zeigte sich in dem starken Fieber und in den zunehmenden Delirien. In den lichten Momenten hat er zu den Seinigen öfters vom Tode geredet: „Ja, ja — es wird schwer werden, sehr schwer; aber wie Gott will. Ich sterbe gern — gern. Aus ist es dann mit den Räthseln dieses Daseins. Ja, diese Räthsel!“

Zu seinem treuen Beichtvater und Seelsorger Hoerschelmann sagte er auf dessen theilnehmende Frage: „Ach, diese Qualen — diese Qualen! Ja — nun erfahren wir, was Trübsal heißt. Und bei dem ewigen Schwindel — wo Alles wankt und schwankt — da kommt auch der Glaube in's Schwanken!“

Als ich am 17. November (sechs Tage vor seinem Tode) mich seinem Bette nahte und mit einem: „wie geht's, Alter?“ seine heiße fiebernde Hand ergriff, sah er mich lange an, griff wiederholt nach seinem Kopf und sagte: „Klar — ganz klar! Ach Gott, so ganz — ganz bei lebendigem Leibe zu sterben — bei vollem Bewußtsein, es ist schön, schön! Ich — bin bereit!“ — Die Bewegung schien ihn zu übermannen, daß er nichts weiter sagte. Als er mich fragend ansah, fuhr ich fort: „Du weißt, daß wir täglich sterben müssen; aber wir schreien doch nach Leben und hoffen's auch für dich — wir brauchen dich zu sehr.“ — „Ja, ja“ — seufzte er halb lächelnd — „ich möchte auch noch ganz gern leben — aber die Aerzte? Nun, Gott sei Dank, daß sie nicht unsere einzigen sind! — Uebrigens — ich bin ihnen dankbar, sehr dankbar; sie haben mir nie, nie etwas vorgeflunkert. Aber ihr Schweigen — war berecht. Ich sehe ganz, ganz klar.“

Da ihm das Sprechen schwer wurde, sagte ich ihm, er möchte etwas zu schlafen versuchen. Er legte sich still auf die Seite. Wie er bemerkte, daß ich ein neues Testament in die Hand nahm, vermuthete er wohl, daß ich ihm etwas vorlesen wolle und entfernte das Kissen vom gesunden Ohre. „Laß nur“ — sagte ich — „ich will für mich lesen; — du bist zu müde, schlaf nur.“

Nachdem er einige Minuten geschlummert, wobei der Athem in unheimlicher Weise bis gegen 20 Secunden intermittirte, fuhr er wieder auf und fragte: „Vorüber hast du Sonntag gepredigt?“ „Ueber das Netz mit den Fischen und — wie es zuletzt an's Ufer gezogen wird; ich habe dabei viel an dich gedacht, Alter!“ „Ach Gott, ach Gott“ — unterbrach er mich — „wer nur kein fauler Fisch wäre!“ — „Du weißt doch“ — erwiderte ich — „daß wir im Wasser der Gnade schwimmen; wie oft hast du uns über die Gnade gepredigt.“ — „Ja“ — seufzte er — „wir brauchen Gnade, aber wie gebrauchen wir sie?“ — Halb scherzend erwiderte ich: „Alterchen, seit wann bist du denn ein Werkpeter geworden?“ — „Ach Gnade —

Gnade“ — hauchte er noch ein paar Mal ganz leise und versank wieder in den unruhigen Halbschlummer.

Das Bewußtsein schwand immer mehr. An eine häusliche Abendmahlsfeier am Krankenbette war nicht mehr zu denken. Zu den Seinen hatte er noch in einem lichten Momente gesagt: „Man lebt — man liebt, man wird von einander gerissen! Aber — wie Gott will.“ In seinen Phantasieen beschäftigte ihn sehr lebhaft das neueste Buch von Keuß über die alttestamentliche Einleitung und die Ritschl'sche Broschüre über „Theologie und Metaphysik“. — „Die ganze Theologie“ — so stieß er in einzelnen Seufzern aus — „altes Testament — dagegen schreiben — Ritschl Dogmatik — der gekreuzigte und auferstandene Christus — nicht bloß göttliche Kraft, auch göttliche Weisheit!“ Mit dem letzteren Ausdruck wollte er wohl andeuten, daß in Christo alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß, also auch die wahre christliche Metaphysik verborgen liege.

Am Freitag, den 20. November, konnte ich noch mit ihm beten; am Sonntage, als Hoerschelmann es versuchte, schien er nicht mehr zu folgen. Wenn ich an seinem Sterbebette saß und er mich erkannte, faßte er meine rechte Hand und faltete seine Hände heiß um dieselbe. Ich kniete nieder und sprach drei Verse von „Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott.“ An dem Druck seiner Hände fühlte ich, daß er im Herzen besonders bewegt ward durch die Worte:

Wenn ich nun komm in Sterbensnoth  
Und ringen werde mit dem Tod;  
Wenn mir vergeht all mein Gesicht  
Und meine Ohren hören nicht,  
Und meine Zunge nicht mehr spricht  
Und mir vor Angst mein Herz zerbricht;

Wenn mein Verstand sich nichts besinnt,  
Und mir all menschlich Hülz zerrinnt:  
So komm, Herr Christe, mir behend  
Zu Hülz an meinem letzten End,  
Und führ mich aus dem Jammerthal;  
Verkürz mir auch des Todes Qual.

Herr, erbarme dich, Christe, erbarme dich, Herr, erbarme dich.  
Amen.

Als ich geendet, schlug er die Augen weit auf und sagte mit auffallend lauter Stimme: „Das war gut, gut, gut — nichts von unserm

Bußgefühl und unserm Glauben — nur Christus, Christus, Christus — herrlich, herrlich!“

Der darauf folgende zweitägige Todeskampf war für die Umstehenden unsäglich schwer. Der Kranke schien ihn nicht zu empfinden. Die Unruhe steigerte sich noch bis Sonntag Abend. Montag, den 23. November, lag er schwer athmend da, schon mit gebrochenem Auge, ohne sich zu rühren. Nur die Brust arbeitete gewaltig. Gegen Mitternacht erst hatte er ausgelitten. Das Gold war von der Schlafe gereinigt. Er war daheim beim Herrn.

„Er hat überwunden“ — schrieb mir Freund Delitzsch nach einigen Tagen — „und wartet unser nach bestandnem Sturme da, wo er gelandet und von wo er um keinen Preis zurückverschlagen werden möchte. Ein letzter schwerer Kampf war ihm beschieden. Die Liebe, an die wir glauben und die wir einst durchschauen werden, wollte ihn so auf ewig vollenden. Ach, wie sieht das Sterben oft so straferecutionsmäßig aus! Und doch ist es nur eine leichtere oder schwerere Geburt in ein anderes höheres Leben. Gönnen wir unserem Freunde den nun bestandenen Durchbruch.“

„In den Herzen der Seinigen und in der Erinnerung der Kirche lebt er fort, und diese blickt zu ihm auf als einem der Zeugen in der sie beschattenden Wolke. Was er gewirkt, wirkt fort; was er gebetet, erschließt Segen. Und die priesterlichen Hände, die er für die Seinigen erhoben, bleiben über sie ausgestreckt.“

